

Gabor Steingart
Weltkrieg um Wohlstand

Der Kapitalist geht dahin, wo die Verzinsung seines Kapitals am höchsten ausfällt. Er baut eine Fabrik unter Palmen oder treibt einen Stollen ins ewige Eis; Hauptsache, am Ende des Jahres ist mehr Geld in der Kasse als zu seinem Beginn. Das wichtigste Ziel des Kapitals ist es nun mal, sich zu vermehren. Wenn es das Gegenteil täte, wäre niemandem geholfen, auch nicht den Arbeitnehmern. Meist schmelzen dann die Arbeitsplätze zügig hinterher. In der Zeitung taucht erst das Wort Missmanagement auf, dazu gesellen sich in dichter Abfolge die Vokabeln Krise, Sanierungsplan, Arbeitsplatzabbau.

Am Ende entscheidet sich die Überlebensfähigkeit der Arbeitsplätze ohnehin an einer Frage, die in ihrer Schlichtheit schwer zu überbieten ist: Gelingt es, aus Kapital mehr Kapital zu machen? Kein Kapitalist wird zusehen wollen, wie sein Einsatz von Tag zu Tag schwindet. Tut er es wider Erwarten doch, hört er bald schon auf, Kapitalist zu sein.

Die Arbeiter sind besser beleumundet, obwohl sie genauso herumvagabundieren. Lässt man sie ungestört ziehen, gehen sie dahin, wo hohe Bezahlung und gesicherter Lebensstandard locken. Die Südtaliener wandern in den Norden ihres Landes, die Ostdeutschen nach Westdeutschland, die Südamerikaner nach Nordamerika und Millionen von Menschen überqueren Ozeane und Kontinente, nur um dem gelobten Land oder was sie dafür halten, näher zu kommen.

Die große Ungerechtigkeit besteht darin, dass das Kapital nahezu überall willkommen ist, die Arbeiter sind es nicht. Das Geld wird weltweit angelockt mit allen Tricks und Kniffen; vor den herumziehenden Arbeitern aber schließen die Staaten ihre Tore. Wenn es sein muss, übernimmt sogar das Militär die Abwehr der Störenfriede. Die weltweite Wanderung der Arbeitskräfte will man unterbinden oder doch zumindest einschränken. Auch den Türken wurde in dieser Hinsicht reiner Wein einge-

schenkt: Noch vor Beginn der Verhandlungen über ihren Beitritt zur Europäischen Union teilte man ihnen mit, dass sie im besten Fall eine Eintrittskarte zweiter Klasse bekommen würden. Die Freizügigkeit der Arbeitnehmer, also das Recht, den Wohn- und Arbeitsort frei zu wählen, will den heute 70 Millionen und im Jahr 2015 über 80 Millionen Türken selbst der glühendste Befürworter ihres EU-Beitritts nicht gewähren. Ein ganzes Volk darf erst dann Mitglied der Europäischen Union werden, wenn es hoch und heilig verspricht, deren Boden nur als Tourist zu betreten. Das ist politisch und ökonomisch geboten, aber merkwürdig ist es schon: Als würde man eine Einladung zum Sommerfest mit der ausdrücklichen Bitte verknüpfen, nur ja nicht zu erscheinen.

Die Angst vor einer unkontrollierten Bewegung der Arbeitskräfte existiert in jedem System. Die DDR fürchtete sich vor der Abwanderung von Arbeitern und baute eine Mauer, die sie mit Tretminen umgab. Europa ängstigt sich vor der Zuwanderung von Arbeitern und hält seine Grenzen fest geschlossen. Europa und die DDR waren – jeder auf seine Art – mit der Abschottung erfolgreich. Die Zu- und Abwanderung von Menschen lässt sich also durchaus kontrollieren. Wer bereit ist, auf seine Landsleute schießen zu lassen, kann sein Volk für einige Zeit zusammenhalten. Wem es gelingt, ungebetene Gäste gewaltsam abzuschieben, hält sein Territorium weitgehend frei von Fremden.

Es gibt noch ein weiteres wichtiges Merkmal, in dem sich Arbeit und Kapital voneinander unterscheiden. Das Kapital und der Kapitalist sind eine Einheit, das eine kann ohne den anderen nicht leben. Sie sind verschweißt und verlötet. Staaten wie die DDR, die durch Verstaatlichung versuchten, das Kapital von seinen privaten Eigentümern zu trennen, haben es bitter bereut. Auch die experimentierfreudigen Franzosen lernten die wichtigste ökonomische Lektion am eigenen Leib: Trennt man das Kapital vom Kapitalisten, beginnt es schon bald sich aufzulösen.

François Mitterrand war kaum zum sozialistischen Präsidenten gewählt, da ging er an die Umsetzung seines tollkühnen Wahlversprechens. Er werde »den Bruch mit dem Kapitalismus« vollziehen, hatte er vor den Wählern getönt, und so geschah es nun auch: Die Regierung verstaatlichte Anfang der 80er Jahre die

Aus:
Denkanstöße 2008
Piper-Verlag
(ISBN 978-3-492-25000-9)

großen Banken und ein Dutzend der bedeutendsten Industriekonzerne. Den Unternehmen ist dieser Bruch nicht gut bekommen. Die Gewinne schrumpften, erste Verluste schreckten bald schon die Öffentlichkeit auf, im Kabinett richtete Finanzminister Jacques Delors eindringliche Worte an Mitterrand: »Alles, worüber du sprichst, ist das Borgen von Geld. Wenn wir unter die Konkursverwaltung des Internationalen Währungsfonds geraten, wirst du mich verantwortlich machen«, sagte er. Premierminister Pierre Mauroy sprang ihm bei, was Mitterrand nur noch mehr erboste: »Ich habe euch nicht ernannt, damit ihr die Politik von Frau Thatcher betreibt«, wütete er.

Die neuen Staatskonzerne trudelten indes weiter in die Verlustzone; die internationalen Investoren fingen an, ihr Geld aus Frankreich abzuziehen. Auf den Finanzmärkten kam es zu spekulativen Angriffen auf den Franc. Die Regierung, deren Zahlungsfähigkeit bereits arg gelitten hatte, organisierte einen Notkredit aus Saudi-Arabien, um die Spekulanten abzuwehren. Was für eine Demütigung für die Grande Nation! Der Zauber des sozialistischen Experiments war schnell verflogen. Mitterrand selbst verordnete dem Land die Kehrtwende: Das Kapital und die Kapitalisten sollten wieder zueinanderfinden. Die Re-Privatisierung der Staatskonzerne begann. »Der Staat muss fähig sein, sich zurückzuhalten«, so der geläuterte Präsident.

Die DDR, die diesen Rückwärtsschritt nicht zu gehen bereit war, hauchte ihr Leben aus. Die Unternehmen blieben staatlich, bis deren Substanz sich nahezu aufgelöst hatte. Erich Honecker und sein Politbüro hatten erkennbar die falschen Bücher gelesen; bei Karl Marx und Friedrich Engels ist die wichtigste Erkenntnis über das Wesen des Kapitals nicht zu finden, die da lautet: Das Kapital und der Kapitalist gehören zusammen wie Baum und Borke.

Die Arbeit und der Arbeiter leben nicht in der gleichen Symbiose, das ist ihr Nachteil von Anfang an. Ihr Kommen und Gehen über Landesgrenzen hinweg kann gestoppt werden. Ihr Arbeitsplatz aber lässt sich durch den Einsatz von Grenzsoldaten nicht halten. Dass es den Staaten des Westens dennoch jahrzehntelang gelungen ist, auf den Arbeitsmärkten weitgehend

unter sich zu bleiben, wirkt in der Rückschau wie das eigentliche Wunder der Nachkriegsjahre. Die Nationen tauschten alles Mögliche miteinander, führten ein und führten aus, Bananen und Fernsehgeräte, Benzin und Stahlplatten, das Geld wurde hin und her überwiesen, aber der Ex- und Import von Arbeitern unterblieb. Westdeutschland holte eine Zeit lang zwar türkische Gastarbeiter ins Land, aber für sie galten schon nach kurzer Zeit die gleichen Regeln wie für die Einheimischen.

Auch zwischen Europa und Amerika wiesen die Arbeitsmärkte keine allzu großen Unterschiede auf. Die Unternehmer diesseits und jenseits des Atlantiks waren Konkurrenten, nicht Rivalen. Sie zahlten Löhne und keine Almosen. Kinder waren Kinder und keine Knechte. Die bürgerliche Gesellschaft sorgte schon per Gesetz für einen zivilisierten Umgang zwischen Arbeitnehmer und Fabrikant, sodass beide nach all den wüsten Jahrzehnten von Ausbeutung und Klassenkampf deutlich näher zueinander rückten.

Die kommunistischen Führer in Osteuropa beobachteten das westliche Tête-à-Tête der Sozialpartner mit Argwohn, aber sie nahmen an ihm nicht teil. Sie tauschten mit dem Westen Rohstoffe und Waren, aber seinen Arbeits- und Kapitalmärkten blieben sie fern. Auch die Dritte Welt lebte auf einem anderen Stern, westliches Desinteresse und das eigene Unvermögen sorgten für den Ausschluss von jenem Prozess, den wir heute Globalisierung nennen. Das westliche Kapital hielt sich in großer Entfernung zu den Armutsgalaxien auf, man kaufte dort ein, aber man ließ sich dort nicht nieder, weshalb auch die Arbeitsplätze nur eine geringe Neigung verspürten, den Westen zu verlassen.

Das alles hat sich gründlich verändert. Der Graben zwischen dem Westen und dem Rest der Welt wurde zugeschüttet und stellt nun eher eine Brücke dar. Die Kapitalisten stürmen abenteuerlustig hinüber, sie machen von der neu gewonnenen Reisefreiheit reichlich Gebrauch. Sie besichtigen die entlegendsten Orte der Erde in der erklärten Absicht, sich dort häuslich niederzulassen. Ihre Fabriken entstehen allerorten, und die Arbeitsplätze ziehen ohne zu zögern hinterher.

Die Summe aller Direktinvestitionen, also jener Gelder, die

von einer Nation außerhalb der eigenen Landesgrenze investiert werden, betrug 1980 erst 500 Milliarden Dollar. Der Kapitalist alter Schule war ein eher häuslicher Typ.

Sein Nachfolger ist von anderem Kaliber. Mittlerweile sind die Direktinvestitionen auf zehn Billionen Dollar gestiegen, ein plus von fast 2000 Prozent in nur 25 Jahren. Der Kapitalist ist vielerorts unruhig geworden und verlangt dieselbe Reiselust nun auch von den Arbeitsplätzen. Der Unternehmer alten Typs war ein Patriarch, und oft war er sogar nationaler gesinnt als seine Mitbürger. Der moderne Kapitalist ist ein Vielflieger mit Bonuskarte, er ist überall zu Hause und überall fremd. Wer ihn als Nationalisten bezeichnet, wird zu Recht auf sein Unverständnis treffen.

Mit ihm ziehen nun auch die Arbeitsplätze durch die Welt. Sie verlassen den Westen und kommen in einem anderen Land wieder zum Vorschein. Sie tauchen in einem indischen Softwareunternehmen auf, begegnen uns in einer ungarischen Spielwarenfabrik oder einer chinesischen Werkshalle für Fahrzeugmotoren. Auch wenn oft das Gegenteil behauptet wird: Arbeitsplätze verschwinden nicht im Nichts. Sie werden durch Technik ersetzt oder durch einen Arbeiter, der andernorts zu Hause ist.

Eine Unerhörtheit geschah, mit der so keiner gerechnet hatte: Ein Weltarbeitsmarkt ist entstanden, der sich täglich ausweitet und das Leben und Arbeiten von Milliarden Menschen spürbar verändert. Über ein unsichtbares Leitungssystem sind Menschen, die sich nicht kennen und zum Teil nicht einmal von der Existenz des jeweils anderen Landes wissen, miteinander verbunden. Asien, Amerika und die beiden Hälften Europas rückten zusammen, bilden nun einen Weltmarkt für alles, was handelbar ist: Die Finanzexperten pumpen das Kapital durch den Wirtschaftskreislauf, die Kaufleute schicken ihre Waren umher, und auf dem Weltarbeitsmarkt stehen sich erstmals Milliarden einfacher Menschen gegenüber. Das eben unterscheidet die heutige Globalisierung von den frühen Handelsnationen, den Kolonialimperien und dem Industriekapitalismus in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Zum ersten Mal in der Geschichte hat sich ein weitgehend einheitliches Wirtschaftssystem herausgebildet, das ausnahmslos

alle Produktionsfaktoren umfasst: Kapital, Rohstoffe und die menschliche Arbeitskraft werden heute gehandelt wie früher Silber und Seide.

Vieles ist ins Rutschen geraten, von dem wir dachten, dass es zementiert sei. Macht und Reichtum werden neu verteilt, die Lebenschancen auch. Wir alle schauen auf die eine Welt – aber mit höchst unterschiedlichem Blick.

Die Neuankömmlinge im Weltarbeitsmarkt blicken optimistisch nach vorn, sie erwarten Großes von der Zukunft. Erstmals können etliche von ihnen einen Lohn nach Hause tragen, der mehr ist als ein Trinkgeld. Der weltweite Arbeitsmarkt ist für sie eine unerhörte Verheißung. Das Ende der Armut ist für sie kein Traum mehr, sondern erstmals eine Perspektive, die den Zusatz realistisch verdient. Die vorherrschende Grundstimmung der Neuankömmlinge ist geprägt von Neugier, Entschlossenheit und Tatkraft. Armut ist nicht mehr eine Frage des Schicksals, sagt der peruanische Schriftsteller und frühere Präsidentschaftskandidat Mario Vargas Llosa, sondern eine Frage des Willens. Jede Nation könne sich entscheiden, reich zu werden oder arm zu bleiben. Die neue Welt ist, so gesehen, eine einzige große Chance.

Für Millionen von Arbeitnehmern des Westens hält die neue Zeit eine andere Lektion bereit, weshalb der Optimismus der frühen Jahre bei ihnen verflogen ist. Viele werden in den kommenden Jahren aufhören, Arbeitnehmer zu sein. Selbst dort, wo die westlichen Beschäftigten sich mutmaßlich halten können, reißt es ihre Löhne in die Tiefe, nicht in einem Rutsch, aber mit jedem Jahr ein bisschen. Soziale Verabredungen, die gestern Teil einer großen Gewissheit waren, verlieren ihre Gültigkeit. In ihrem Leben macht sich etwas breit, das sie bisher in diesem Ausmaß nicht kannten: Unsicherheit.

Ihre vorherrschende Grundstimmung ist eine Verzagtheit, die leicht auch in Wut umschlagen kann. Die neuen Kunden aus Übersee, von denen die Unternehmer schwärmen, sind für sie auch Konkurrenten. Die neue Welt erscheint ihnen als ein einziges Risiko.

Für Angreifer wie Verteidiger ist das Entstehen eines Weltarbeitsmarkts ein Vorgang von historischer Dimension, wie schon

der Blick auf die ungewöhnlich großen Menschenmassen be-
legt, die nun in seine Richtung drängen. 90 Millionen Arbeiter
aus Hongkong, Malaysia, Singapur, Japan und Taiwan schlossen
sich in den 70er Jahren dem Wirtschaftssystem an, das bis dahin
Westeuropäer, Kanadier und Amerikaner nahezu allein beschickt
hatten. Die Tigerstaaten wurden mit großem Staunen, die Japa-
ner mit der ihnen gebührenden Ehrfurcht begrüßt. Doch diese
Neuankömmlinge im Weltarbeitsmarkt waren nur die Vorhut der
Moderne.

Wenig später schon baten die Chinesen um Einlass; nach dem
Ableben der Sowjetunion folgten Osteuropäer und Inder, womit
nun innerhalb einer Zeit, die historisch kaum mehr ist als ein
Augenaufschlag, rund 1,5 Milliarden zusätzliche Menschen im
erwerbsfähigen Alter ihre Arbeitskraft anbieten. Was für eine
Verschiebung der Kräfteverhältnisse: Die 350 Millionen gut aus-
gebildeten, aber teuren Arbeitskräfte des Westens, die eben noch
große Teile der Weltproduktion unter sich ausmachten, sind fast
über Nacht in die Minderheit geraten.

Schon diese Angebotserweiterung wäre mehr als beachtlich,
aber dabei bleibt es nicht. Innerhalb der Angreiferstaaten wach-
sen aufgrund der meist hohen Geburtenraten immer neue Men-
schen nach, die nur darauf brennen, sich dem Weltarbeitsmarkt
anzudienen. Sie wollen einen Job, koste es, was es wolle. Die
Wirtschaftsmaschinerie muss immer neue Arbeitsplätze hervor-
bringen, nur um die nachdrängenden Massen halbwegs versor-
gen zu können. In den vergangenen zehn Jahren stieg die Be-
legschaft im Weltarbeitsmarkt, obwohl kein neuer Staat mehr
hinzukam, nochmals um 400 Millionen Menschen. Weitere 200
Millionen Menschen, sagt die dafür zuständige Internationale
Arbeitsorganisation der UN in Genf, würden gern arbeiten, kön-
nen derzeit aber keinen noch so schlecht bezahlten Job ergattern.
Sie sind arbeitslos, und das heißt: Sie sind Arbeiter im Warte-
stand.

Viele von ihnen haben noch nie einen regulären Arbeitsplatz
besessen. Sie leben als Lumpenproletarier, Handlanger, Tage-
löhner oder Slumbewohner, was sie aber aus gutem Grund nicht
länger sein wollen. Sie wollen Arbeiter im Weltarbeitsmarkt wer-

den. Also drängen sie in die Fabriken, die Lagerhallen und auf
die Großbaustellen; das weltweite Arbeitskräftepotential ver-
zeichnet seit Beginn der 90er Jahre einen Zuwachs von 200 000
Arbeitskräften pro Tag. Sie alle strömen dorthin, wo sie Wohl-
stand und Wachstum vermuten, wo sich mutmaßlich von der Zu-
kunft ein Stück abschneiden lässt, das saftiger ist als die magere
Gegenwart.

Nie zuvor in der Geschichte hat es eine derartige Ausweitung
des Arbeitskräfteangebots gegeben. Eine regelrechte Arbeiter-
inflation ist in Gang gekommen, denn dieser Angebotserwei-
terung steht keine auch nur annähernd vergleichbare Nachfrage
gegenüber.

Die westlichen Unternehmer können ihr Glück kaum fassen.
Die Regierungen rollen ihnen die roten Teppiche aus, und auch
ihr alter Gegenspieler, die Arbeiterklasse, macht höflich den Die-
ner. Eine derart üppige Auswahl an willigen und billigen Arbei-
tern besaßen die Unternehmen noch nie. An jeder Ecke pfeift
man ihnen hinterher. Die Arbeiter aber sehen sich umringt und
umzingelt von anderen Arbeitern, die ihnen nach dem wirtschaft-
lichen Überleben trachten. In der Hitze des Gefechts beginnen
die Erfolge früherer Arbeitskräfte und politischer Einflussnah-
men zu verdunsten.

In den Banken flimmern die Börsenkurse aus aller Welt über
die Bildschirme. Innerhalb weniger Minuten, manchmal auch
Sekunden, kommt es zur Angleichung von amerikanischen
Notierungen und europäischen Kursen. Würde im Arbeitsamt ein
Bildschirm mit den Löhnen der verschiedenen Länder installiert,
wären viele überrascht, was sie da zu sehen bekämen. Im Welt-
arbeitsmarkt ist dieselbe Annäherung der Kurse zu beobachten,
nur in Zeitlupe. Durch das zusätzliche Milliardenangebot an
Arbeitswilligen ist etwas in Gang gekommen, das bald schon mit
großer Wucht auch den Mittelbau der westlichen Gesellschaften
verändern wird: Die Löhne und damit auch die Lebensstandards
der einfachen Arbeiter bewegen sich aufeinander zu. Ausgerech-
net das Kapital sorgt dafür, dass die alte linke Forderung nach
gleichem Lohn für gleiche Arbeit nun weltweit durchgesetzt wird.

Das Wort Tarifautonomie erfährt einen neuen Sinn. Bisher verhandelten Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Westens ihre Löhne autonom vom Staat. In Zeiten der Arbeiterinflation aber setzen die Arbeitgeber die Löhne autonom von den Gewerkschaften fest, denn sie finden nun überall Millionen von Beschäftigten, die bereit sind, den Nachbarn zu unterbieten. Die Löhne Osteuropas und Südasiens steigen, die des Westens verlieren an Höhe, die in China und Indien bewegen sich für die Masse der Beschäftigten auf niedrigstem Niveau. Von den knapp drei Milliarden Menschen, die derzeit auf dem Weltarbeitsmarkt aktiv sind, verdient ungefähr die Hälfte weniger als drei Dollar pro Tag, was zweierlei bedeutet: Diese Menschen sind bettelarm, erstens, und sie drücken, zweitens, mit ihren Armutslöhnen auch die Löhne der anderen nach unten. Denn die Menschen am untersten Ende der Lohnpyramide sind mit denen in der Mitte auf schicksalhafte Weise verbunden.

Einer der großen Irrtümer unserer Tage liegt darin zu glauben, dass die Millionen von Wanderarbeitern in China und die Tarifangestellten in Wolfsburg und Detroit nichts miteinander zu schaffen hätten. Das scheint so, aber so ist es nicht. Der eine kennt die Autostadt Wolfsburg nicht und der andere hat nur eine vage Vorstellung davon, was es heißt, ein Wanderarbeiter zu sein. Dennoch sind ihre Biografien auf das Engste miteinander verbunden.

Der Wanderarbeiter, der oft in käfigähnlichen Verschlägen wohnt und ohne rechtliche Absicherung in der Zulieferfirma einer chinesischen Autofabrik seiner Arbeit nachgeht, konkurriert mit dem festangestellten, aber ungelernten Arbeiter eben dieser chinesischen Fabrik. Die Löhne von beiden sind in Sichtkontakt zueinander, weil der Wanderarbeiter sich nichts dringender wünscht, als den Job des chinesischen Festangestellten zu übernehmen. Die örtlichen Unternehmer sind in der dauernden Versuchung, den einen gegen den anderen auszuspielen. Beide sind, ob sie es wollen oder nicht, erbitterte Lohnkonkurrenten.

Natürlich bemüht sich der Hilfsarbeiter, dieser Lohnkonkurrenz zu entkommen. Er will zum Facharbeiter der chinesischen PKW-Fabrik aufsteigen, mindestens das. Überstunden,

Fortbildungskurse, Lohndisziplin: Er ist bereit, dafür vieles zu tun. Hauptsache, er kann künftig der privilegierten Kaste junger und gut ausgebildeter Chinesen angehören. Was der Wanderarbeiter für ihn ist, ist er für den angestammten Facharbeiter, ein beinhardter Rivale nämlich. Er wird jeden noch so niedrigen Einstiegslohn akzeptieren, zumal keine Interessenvertretung bereitsteht, ihn davon abzuhalten.

Wenn er den Aufstieg geschafft und ein paar Jahre Berufserfahrung gesammelt hat, wird er zum Gegenspieler der Autobauer im Westen. Persönlich ist man einander weiterhin fremd, ökonomisch hängt der eine mit dem anderen nun unwiderruflich zusammen. In den Computern der Vorstände sind Lohn und Leistung der beiden Kontrahenten gespeichert. Als Zahlenkolonnen begegnen sie sich. Bei jeder Investitionsentscheidung laufen sie gegeneinander.

Der Wissenschaftler Franz Oppenheimer hat bereits vor knapp 100 Jahren eine »Theorie des Arbeitslohnes« veröffentlicht, die nun weltweit ihre Bestätigung findet. Er wusste, dass die Unterschiede in den Lohnniveaus nicht durch die Lebensumstände bestimmt sind, auch wenn die Wohnung in Paderborn deutlich teurer ist als die in Kalkutta. Das interessiert bei der Lohnfindung aber nur am Rande. Entscheidend ist »die relative Seltenheit« dessen, was der Arbeiter der Welt zu bieten hat. Ist er ein Solitär wie Bill Gates, darf er zu den Sternen aufsteigen. Ist er einer von wenigen, wird es ihm wohlgehen. Ist er einer von vielen, bekommt er nur ein Handgeld ausgezahlt. Wenn immer mehr Menschen dasselbe bieten, kommt es zu einer Entwertung ihrer Arbeitskraft. Oppenheimer spricht von einer »Gleichgewichtsstörung«, bevor sich der Arbeitsmarkt auf niedrigerem Niveau wieder einpendelt. Alles, was der Arbeiter von nun an tut, ist zwar genauso anstrengend wie zuvor, es treibt ihm den Schweiß, es kostet ihn Kraft und Nerven, er ist abends ausgepumpt wie ehemals – aber sein Tun ist weniger wert, weil er nun weniger selten ist.

Die Lohnanpassung im Westen kennt zwei Erscheinungsformen, und nur eine davon ist für alle sichtbar. Es handelt sich dabei um die reguläre Lohnsenkung, wie sie heute für Arbeiter

und kleine Angestellte im Westen gang und gäbe ist: mehr arbeiten für weniger Geld, reduzierte Zulagen, dafür höhere staatliche Abgaben. In allen Ländern des Westens fand in den vergangenen zehn Jahren ein Abschmelzen der einfachen Löhne statt. Seit Mitte der 90er Jahre gab es in Deutschland, dem größten Land der Europäischen Union, für die Mehrzahl der Beschäftigten keine realen Lohnsteigerungen mehr. Im unteren Drittel des Arbeitsmarkts sind sogar deutliche Rückgänge zu verzeichnen.

Die zweite Form der Lohnanpassung ist gefährlicher, weil man sie in keiner Einkommensstatistik findet. Man neigt dazu, sie zu unterschätzen, oder schlimmer noch, sie zu ignorieren. Die Lohnhöhe sinkt in diesem Fall in einem Rutsch auf null Euro, der Arbeiter taucht in keiner Einkommensstatistik mehr auf, und fortan schauen alle nur noch auf die Zahl der Übriggebliebenen. Das beruhigt ungemein: Die Arbeiter sind zwar weniger geworden, aber ihre Produktivität steigt nun, die Höhe der Stundenlöhne für die Restbelegschaft womöglich auch. Seit mehreren Jahren gehen in Deutschland bis zu 2000 reguläre Jobs pro Werktag verloren. Erst in jüngster Zeit hat sich dieser Exitus verlangsamt. Dennoch: Arbeitslosigkeit ist in Wahrheit die brutalste und dennoch in Europa die gebräuchlichste Form der Lohnangleichung nach unten.

Es werden vor allem Menschen auf den unteren Lohnstufen aus dem Markt gedrängt. Die meisten davon dürften zeit ihres Lebens kein Büro und keine Werkhalle mehr von innen sehen. Das Gespenst der Nutzlosigkeit, von dem Richard Sennett spricht, begleitet sie auf ihrem weiteren Lebensweg, der in aller Regel ein Weg nach unten ist. Anfang der 70er Jahre, der Weltarbeitsmarkt war ein nahezu hermetisch geschlossener Westarbeitsmarkt, herrschte fast überall Vollbeschäftigung. Arbeiter mussten aus Anatolien angeheuert werden, weil es in Deutschland mehr Arbeit als Arbeitskräfte gab.

Auf dem neuen Weltarbeitsmarkt herrscht Arbeiterüberschuss. Mittlerweile sind 18 Millionen Europäer von Arbeitslosigkeit betroffen. Rechnet man die ins Privatleben abgedrängten Frauen und die Älteren dazu, die man gegen ihren Willen in den Ruhestand schickte, sind mehr als 30 Millionen Menschen arbeitslos.

Dieses europäische Heer der Stillgelegten entspricht der Einwohnerschaft von Berlin, Paris, London, Madrid, Brüssel, Rom, Lissabon und Athen. Ulrich Beck nennt diese Menschen die »strukturell Überflüssigen«.

Erst wenn man die Menschen mit den Nulllöhnen und die verbliebenen Arbeiter und Angestellten zusammen betrachtet, sieht man die tatsächlichen Schrumpflöhne in Europa. Wer nur die Noch-Beschäftigten betrachtet, bleibt blind. Die Lohnsumme aber fällt in Wahrheit deutlich schneller, als es uns die Einkommensstatistik weismachen will. Auf dem Weltarbeitsmarkt findet ein Lohnverfall statt, mit dem im Westen keiner gerechnet hatte. Steigender Wohlstand dank steigender Löhne, das war das Versprechen der Nachkriegsjahre. Es wurde über Nacht wieder eingekassiert. Die Lohnkurven auf den Monitoren im Weltarbeitsamt zeigen für den Westen nach unten. Die realen Stundenlöhne in den USA liegen heute unter denen am Ende der 70er Jahre. In Europa sind nahezu überall Reallohnverluste zu verzeichnen, die vor allem das untere Drittel der Beschäftigten betreffen.

Die früh industrialisierten Staaten stehen am Beginn, nicht am Ende dieser Entwicklung. Vor allem die Ungelernten des Westens, die sich nun an den Billiglöhnen der Ungelernten andernorts messen lassen müssen, sind in einer wahrhaft unkomfortablen Lage. Ihre Jobs werden aus den Hochlohnländern kühlen Herzens abgezogen, weshalb hierzulande jeder Vierte ohne Ausbildung zugleich auch ohne Arbeit dasteht. Noch zu Beginn der 70er Jahre hatten fast alle Ungelernten einen Arbeitsplatz. Das Neue ist nicht, dass die einen qualifiziert und die anderen ungelern sind. Das war schon immer so. Das Verhältnis von Talentierten und Minderbemittelten hat sich nicht verändert. Neu ist, dass die Ungelernten austauschbar geworden sind. In ihrem Marktsegment herrscht weltweit ein Gedränge und Geschubse wie nie zuvor in der Menschheitsgeschichte.

Auf eine schnelle Anhebung der Einkommen in Fernost oder Osteuropa sollte niemand setzen. Die Löhne dort sind angesichts von Millionen Bauern und Slumbewohnern, die erst noch auf ihre industrielle Beschäftigung warten, selbst unter Druck. Das Lohnniveau in Fernost steigt deutlich langsamer, als es dem Wes-

ten recht sein kann. Selbst ein sofortiges Einfrieren der Löhne in Westeuropa bringt nicht viel, hat das Münchner Ifo-Institut errechnet. Bei gleich bleibendem Lohnanstieg in den Angreiferstaaten wären die Einkommen dieser Länder in 30 Jahren noch immer erst halb so hoch wie im Westen. Es ist derzeit so und nicht anders: Wer in Europa und Amerika seine Lohnhöhe mit nicht mehr begründen kann als dem Tarifvertrag, den teuren Lebensumständen und der westlichen Tradition des Ausgleichs zwischen Kapital und Arbeit, hat künftig keine Chance, sich durchzusetzen.

Die bisherigen Erfahrungen mit gewerkschaftlicher Gegenwehr fielen für die Beschäftigten ernüchternd aus: Wer den Prozess aufzuhalten versuchte, beschleunigte ihn. Die Alternative für Deutsche, Franzosen und Amerikaner lautet heute nicht Hochlohn oder Billiglohn. Die Alternative für Millionen Menschen in einfachen industriellen Berufen lautet Billiglohn oder gar kein Lohn.

Dabei geht der Welt keineswegs die Arbeit aus, wie gelegentlich zu hören ist. Solange nicht weniger, sondern mehr Waren erzeugt, verkauft und konsumiert werden, gibt es auch keine Arbeitsplatzverluste. Die Weltwirtschaft erlebt zu Beginn des 21. Jahrhunderts einen der größten Wachstumsschübe der vergangenen Jahrzehnte. Die Zahl der Beschäftigungsverhältnisse steigt weiter an, trotz Internet und Robotereinsatz. Nur die Verteilung der Arbeit hat sich im Zuge des Weltarbeitsmarkts entscheidend verändert. Der Ort ihres Wirkens interessiert nur noch den, der vergeblich seine Arbeitskraft anbietet und nun den Kürzeren zieht. Der Arbeitsmarkt wurde entgrenzt, derweil der westliche Arbeiter auf seiner Scholle kleben blieb.